

Beilage zu Nr. 171 des Enzthälers.

Neuenbürg, Donnerstag den 29. Oktober 1891.

Miszellen.

Der alte Gott lebt noch!

Eine Kriminalgeschichte von Fritz Horn.
(Nachdruck verboten.)

(18. Fortsetzung.)

Der geschmeichelte Bankier verbeugte sich und entgegnete: „Meine Handschuhe kaufe ich bei Fräulein Sophie Dorn und die Galanterieartikel bei Josef Potter!“

„Ich danke! — Also morgen früh schicke ich meinen Kammerdiener mit dem Gelde! Adieu!“

„Sehr wohl, Herr Marquis, die Banknoten werden bereit liegen!“ versetzte der Bankier, seinen Gast bis an die Thür begleitend. —

Mit einer leichten Verbeugung verließ der Polizeispion das Zimmer, stieg in den auf ihn wartenden Zweispänner und fuhr, mit seinen Entdeckungen sehr zufrieden, zuvörderst nach der Waffenhandlung der Gebrüder Großberger.

Hier gerierte er sich gleichfalls als französischer Edelmann, bezog sich auf den Bankier und erkundigte sich nach den Preisen der verschiedenen Waren. Im Laufe des Gesprächs frug er ganz nebenbei: „Herr Römer scheint eine besondere Vorliebe für Schusswaffen zu haben, kauft er viel bei Ihnen?“

„O ja! Er kauft nur bei uns; Hieb- und Stichwaffen hat er gleichfalls sehr gern und vor zirka einem halben Jahre die letzten Einkäufe darin gemacht!“ lautete die Antwort.

Der lange Hans wußte was er wissen wollte, ließ sich noch einen Preisbillet geben, versprach wiederzukommen und fuhr nun zu Josef Potter, dem Galanteriewarenhändler.

Hier begann er dasselbe Manöver und frug gleich nach gerade einem solchen Visitenkartenetui, wie dies der Bankier Römer hier gekauft habe.

Der Kommiss konnte sich nicht besinnen und frug nach der Beschaffenheit des gewünschten Etuis.

„Was weiß ich, wie's aussieht; ich hab's nicht gesehen, will aber gerade so eins haben. Hat Herr Römer denn kein Konto hier? Da können Sie ja nachsehen, meine ich!“ brummte murrig der geheime Polizeiaгент.

Der Kommiss flog wie ein Pfeil nach dem Kontobuch, brachte es herbei und legte es auf den Tisch und begann eifrig zu suchen.

Der lange Hans verfolgte jede seiner Bewegungen mit gespanntester Aufmerksamkeit und als der Kommiss endlich den fraglichen Posten im Buche gefunden, bückte sich der Polizeispion gleichfalls über dasselbe und las das Datum, an welchem das Etui an den Bankier verkauft worden war.

Dies hatte am 2. August stattgefunden, konnte ihm daher auch nicht schon am 29. Juli gestohlen worden sein, da es das erste der Art gewesen, was er gekauft hatte. Der lange Hans bezahlte das Etui,

welches der Kommiss herbeibrachte und fuhr dann zu der Handschuhhändlerin.

Auch hier waren seine Nachfragen von Erfolg gekrönt und es stellte sich dort heraus, daß unter allen ihren Kunden nur der Bankier Römer so sehr kleine Hände habe, daß er Nummer 6^{3/4} tragen könne. —

Nummer 6^{3/4} hatte aber auch der rote Handschuh aufgewiesen, welcher auf dem Mordplatz aufgefunden worden war.

Der lange Hans konnte zufrieden sein mit seinen eingezogenen Erkundigungen; denn die Schuld des Bankiers war beinahe gewiß. Alles schien darauf hinzudeuten. Der blutige Dolch war noch am 21. August vom Kriminalrat in der Wohnung des Bankiers gesehen worden und dieser gab vor, man habe ihm denselben schon am 29. Juli gestohlen. Dies war daher eine eben solche Lüge, wie seine Angabe in Betreff des aufgefundenen Visitenkartentäschchens, das er gleichfalls erst am 2. August, also nach dem Tage gekauft hatte, an welchem der Einbruch bei ihm stattgehabt. Wie kamen diese Gegenstände aber auf den Mordplatz, wenn der Bankier nicht selber der Thäter war?

Solche und ähnliche Gedanken fuhren blitzartig durch das Gehirn des Polizeispions, während er sich auf den Weg zu dem Kriminalrat machte, um diesem die Ergebnisse seines Forschens mitzuteilen.

Es war dunkel geworden und die Gaslaternen brannten schon lange, als der lange Hans das Haus des Kriminalrats erreichte.

Beider war derselbe nicht zu Haus und obgleich Hans über drei Stunden lang auf seine Rückkehr wartete, so kam er doch nicht. Der Polizeispion brach daher auf und ging langsam durch die Straßen der abgelegenen Vorstadt, wo die Wohnung des Kriminalrats gelegen war.

Es schlug eben halb zwölf Uhr, als er auf die Straße trat. Alles war still und ruhig, die meisten Bewohner der Häuser bereits zu Bett und kein Fenster mehr erleuchtet. Der lange Hans ging langsam vorwärts und bog eben um eine Ecke, als er auf einmal in einer Nebenstraße einen Schuß fallen hörte.

Hans eilte sofort in die Querstraße, wo, wie er vermutete, der Schuß gefallen war. Gleich darauf eilten sechs Männer, welche einen siebenten trugen, an dem Polizeispion vorüber, ohne daß es dieser gewagt hätte, sie anzuhalten, denn er mußte befürchten, in diesem abgelegenen Stadtviertel nicht die nötige Unterstützung seitens der Einwohner zu finden. Er setzte jedoch die Pfeife an den Mund und ein schriller Pfiff tönte durch die stille Nacht. Er wollte damit die Nachwächter zusammenrufen. Doch Alles blieb still. Nichts regte und rührte sich.

Wütend stampfte der Polizeispion auf das Trottoir und schickte sich eben an, den Männern doch noch allein nachzuschleichen, als auf einmal ein wilder Lärm aus der Richtung an sein Ohr schlug,

woher die Männer gekommen waren. Er tauschte einen Augenblick, dann schritt er rasch der Gegend zu. Kaum war er aber etwa 50 Schritt weiter gegangen, als auf einmal der laute anhaltende Ruf: „Halt auf! Halt auf!“ an sein Ohr schlug. Er blieb stehen, saßte seine Reitpeitsche in der Mitte, um mit dem bleiausgefüllten Knopfe derselben nötigenfalls zuschlagen zu können.

Gleich darauf bog um ein großes Gebäude am untern Ende der Straße ein Mann im vollen Laufe und jagte wie ein gehektes Wild die Straße entlang. Nun näherte er sich der Stelle, wo der Polizeispion mit angehaltenem Atem lauerte. Jetzt springt dieser vor und ruft dem Anstürmenden ein donnerndes „Halt!“ entgegen.

Der Mann steht einen Augenblick still, seine Brust hebt und senkt sich und er leuchtet laut von dem rasenden Laufen, dann aber stürzt er verzweifelt vorwärts auf den langen Hans los und ruft ihm mit heiserer Stimme zu: „Gebt Raum, sonst giebt's ein Unglück!“

Doch der Polizeispion bleibt fest und mutig stehen. Als der Laufende herangekommen ist und ihn eben packen will, jauszt der mit Blei gefüllte Reitpeitschenstock blitzschnell durch die Luft und auf den entblöhten Kopf des Flüchtlings nieder. Lautlos bricht er zusammen.

Bald kommen auch die Verfolger heran, sowie einige durch den Lärm und das vorhin erfolgte Pfeifen des Polizeiağenten herbeigelockte Nachwächter, der Flüchtling wurde gebunden und unter Anführung des langen Hans nach der nächsten Polizeiwache gebracht. Hier erkannte man in demselben einen ebenso verschmitzten, wie mutigen und verwegenen Gauner, der vor kurzer Zeit, dem Gefängnis entsprungen und seitdem, aber bisher nutzlos, gesucht und verfolgt worden war.

In der Verbrecherwelt und der Kriminalabteilung der Polizei war er unter dem Namen „August der Starke“ bekannt und gefürchtet. Wie die ihn auf der Straße verfolgenden Männer auf dem Polizeibureau aussagten, hatte er mit sieben Anderen einen Einbruch verübt, der jedoch von dem Besitzer des Hauses entdeckt worden war. Durch einen Pistolenschuß, wodurch einer der Diebe verwundet wurde, geriet das ganze Haus in Bewegung und die Diebe mußten flüchten. Sie hatten aber ihren verwundeten Kameraden mit fortgeschleppt und waren glücklich entkommen, ehe die nötige Mannschaft zu ihrer Verfolgung zusammengebracht werden konnte. Nur der starke August war zurückgeblieben und durch eine ins Schloß fallende eichene Thüre gefangen. Er bemühte sich vergebens, die Thür zu öffnen und nur durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster des ersten Stockes, wobei er nicht die mindeste Verletzung davon getragen hatte, gelangte er endlich doch auf die Straße, wurde jedoch von der inzwischen zusammengekauften Menge bemerkt, verfolgt und durch den langen Hans den Händen der



strafenden Gerechtigkeit überliefert. Jetzt wurde er nun schon, nachdem er sich von dem Schlage des Polizeipions wieder erholt und man ihm Handschellen angelegt hatte, unter sicherer Bedeckung ins Gefängnis geführt, und er ging finster und verschlossen, ohne einen Laut von sich zu geben, inmitten seiner Wächter dahin. Bald ließ er sicher und wohlverwahrt hinter Schloß und Riegel und knirschte wütend mit den Zähnen, daß ihn seine Kameraden im Stich gelassen hatten. „Ich werde mich rächen an diesen Gallunken!“ murmelte er grimmig, seine gefesselten Hände schüttelnd und er hielt Wort, der starke August. — Es war jetzt gegen zwei Uhr morgens.

(Fortsetzung folgt.)

(Ein merkwürdiger Fund,) einzig in seiner Art für Berlins Umgegend, wurde am 6. September 1890 auf dem der Stadt Berlin gehörigen Gut Rosenthal bei den Rieselarbeiten gemacht: drei nebeneinander bestattete Menschengeriippe. Bei dem dritten Gerippe ward eine marovingische Gewandspange aus Silber mit Gold tanschiert und wahrscheinlich mit roten Almandinen verziert, gefunden, mutmaßlich spätsuevischen oder herulischen Ursprungs. Daneben lag eine goldene Hohl Münze, ein Brokreat, mit Dehr, im urgermanischen Stil, zum Aufhängen. Die Schaumünze stellt in roher Weise „Sigurd Foinirsbanna,“ d. i. Sigurd der Schlangentödder, dar, wie er das Herz der Fatner brät. Es handelt sich somit um einen germanischen Fund aus dem Ende des achten Jahrhunderts, also aus einer Zeit, wo wir gewohnt sind, unsere ganze Gegend bereits seit Jahrhunderten als lediglich von slavischen Wenden angefüllt zu sehen. Neuerdings mehrten sich aber die Anzeichen, daß unter den eindringenden Wenden auch ein nicht unbedeutender Rest von Germanen sitzen geblieben ist, der zwar sprachlich unter den Wenden aufging, aber seine alten Sitten und Gebräuche erhielt. Nur daraus erklärt sich das ziemlich leichte Vordringen der Deutschen, welche den Wenden bei uns keineswegs ausrotteten, und das Vorhandensein von germanischen Sitten und Sagen bei uns, die sich nirgend sonst in Deutschland finden, folgerweise nicht etwa vor den christlich deutschen Ansiedlern seit Aldem Bären ins Wendland mit hineingebracht sein können. Das Skelett ist an das genannte Institut der Stadt Berlin abgeliefert worden, welches nunmehr in dem Gesamtfund einen vielbeneideten und ganz einzig in seiner Art dastehenden kostbaren wissenschaftlichen Schatz besitzt.

Für auswanderungslustige Uhrmacher bietet sich jetzt ein schönes Feld zur Thätigkeit, freilich weit weg, im — Sudan. Wie man nämlich dem „Achber“ aus Chartum, der Residenz des Khalifen Abdallahi, berichtet, befindet sich gegenwärtig in dieser Stadt nicht ein Uhrmacher, da die einheimischen dieses Handwerk nicht verstehen, während die europäischen Uhrmacher die Stadt 1885, als diese in die Hände der Mahdisten fiel, verlassen haben und nicht mehr dorthin zurückkehren wollen. In der Schatzkammer des Khalifen liegen zwar

700 goldene und silberne Taschenuhren, die er teils bei der Einnahme dieser Stadt, teils wieder auf seinen verschiedenen Feldzügen gegen die Ägypter und Engländer erbeutet hat, es findet sich jedoch kein Uhrmacher vor, um sie zu reparieren. Der Khalif hat daher einen eigenen Abgesandten nach Suakin geschickt, damit er von dort her einen Uhrmacher hole; indes magt es kein europäischer Uhrmacher nach Chartum zu kommen.

(Die Millionäre des Berliner Warenhandels.) In Berlin existieren 25 Mitglieder des Warenhandels, deren Vermögen auf 2 bis 5 Millionen Mk. geschätzt wird. Man zählt deren 18, deren Vermögen die Höhe von 5 bis 10 Millionen Mk. erreicht. Es können 10 Mitglieder des Warenhandels namhaft gemacht werden, die auf 10 bis 20 Millionen Mk. geschätzt werden. Außerdem finden wir hier mindestens 300 Firmen, welche 1 bis 2 Mill. Mk. im Vermögen besitzen. Es handelt sich hierbei, so schreibt der „Konfektionär“, nicht um ererbte Vermögen, sondern um selbst geschaffene Reichtümer in den letzten zwanzig Jahren. Seitdem Berlin Reichshauptstadt geworden ist, hat sich hier der Handel des ganzen Reiches konzentriert. Berlin ist eine Handelsstadt ersten Ranges geworden, welche jetzt etwa 350 Millionäre aufweist, die dem hiesigen Warenhandel angehören. Trotzdem man glaubt, daß große Vermögen hauptsächlich an der Börse und durch Spekulationen geschaffen werden, deuten doch die Millionäre des realen Warenhandels auf das Gegenteil hin.

(Niesen-Glocke.) Die große Glocke der Sacre-Coeur-Kirche auf Montmartre, welche kürzlich in Gegenwart des Erzbischofs von Chambery in Annecy gegossen wurde, wiegt 18 000 Kilo. Der Guß nahm nur 16 Minuten in Anspruch und ist vollständig geglückt. Die Abkühlung dauerte 4 Tage. Der Schwengel wiegt 845 Kilo und ist in den Eisenhütten von Ribaucourt geschmiedet; der Ring, mittelst dessen der Schlegel an der Glocke befestigt wird, wiegt 94 Kilo. Das aus Eichenholz befestigte Joch wiegt über 5000 Kilo und ist ein Geschenk des Grafen Montbrun. Die Glocke, welche den Namen „La Savoyarde“ erhalten hat, wird erit in einigen Monaten nach Paris geschafft und an ihrem Bestimmungsorte aufgehängt werden. Zum Läuten dieser Glocke, deren Klang das Geräusch der Großstadt überlärmt und im Umkreis von 40 Kilometern vernehmbar sein wird, soll eine eigene Dampfmaschine konstruiert werden.

Aus Anlaß der letzten österreichischen Reichsratswahlen sprach ein klerikaler Kandidat in einem niederösterreichischen Gebirgsdorf auch über die Schulfrage und verhandelte vor seinen Wählern in gründlicher Weise die bekannten klerikalen Forderungen: 6 jährige Schulzeit, Halbtagsunterricht u. s. f. Am Schluß der Wählerversammlung wurde über diese Forderungen abgestimmt. Natürlich wagte keiner der anwesenden Bauern sitzen zu bleiben, nachdem ihre Seelenhirten aufgestanden waren, und so war alles einstimmig dafür. Einem Bäuerlein gingen die Beschlüsse dieser Versammlung besonders

tief zu Herzen. Er eilte höchst befriedigt nach Hause, nahm einen Zettel und Bleistift und brachte seine Gedanken zu Papier: „Her Vera! Unsa Kehl kind va murga an nimameer in tschuhll. mir hamn gestan ihn B... aufsmochth, das blinda nua bis 12 jor gen derva, jahn fällt Pfora dabei gewen, unsara a, i ho a schreim unt lesn klerud, unt bih nid, a mahl bis 12 jor gonga. Ach dumstohl Georg Fürst, gemeinte Rad.“

(Kajernenhoibblüte.) Rekrut: „Ich bitte gehoriamst um zwei Tage Urlaub nach meiner Heimat — meine Großmutter ist gestorben!“ — Feldwebel: „Ach was, giebt's nicht. Was fällt Ihnen denn ein — Sie sind ja kaum erst ein paar Monate im Dienst! . . . Wie ich immer schon gejagt habe, es ist keine Spur von militärischem Geist und Takt in Euch Kerls. Sehen Sie 'mal mich an; ich diene schon dreizehn Jahre, mir aber — ist noch nie eine Großmutter gestorben!“ — Rücksichtsvoll. Hausherr: „Du, Freundel, sag' . . . möchtest Du mir nicht freiwillig jedes Jahr um hundert Mark mehr Miete bezahlen?“ — Freund: „Zum Donner, — warum denn?“ — Hausherr: „Ja weißt Du . . . ich möcht' Dich halt nicht gern steigern!“ (F. M.)

Gemeinnütziges.

(Die Zimmerheizung.) Wiederum ist die Zeit gekommen, in welcher der Ofen seine Pflicht antritt, und dürfte es daher angebracht sein, auf die Nachteile hinzuweisen, welche eine starke Zimmerheizung auf den menschlichen Organismus hervorbringt. Eine bekannte Autorität auf hygienischem Gebiete, Professor Reclam-Leipzig, äußert sich hierüber wie folgt: Wer die Zimmerwärme über 15 Grad erhöht, wird bald bemerken, daß sein Wärmebedürfnis sich stets steigert, und werden ihm bald 17, ja 20 Grad nicht mehr genügen. Der Grund hiervon ist folgender: Bei andauernd starkem Heizen trodnen die Wände, sowie die in dem Zimmer befindlichen Gegenstände aus. Je mehr sie ihre Feuchtigkeit verlieren, um so mehr saugt die trodne Luft die Feuchtigkeit da auf, wo sie dieselbe fast nur allein findet, nämlich beim — Menschen. Die unmerkliche Ausdünstung der Haut und der Lunge wird gesteigert. Da nun die Verdunstung von Feuchtigkeit uns viele Wärme entzieht, so wird durch die gesteigerte Ofenwärme allmählig auch das Wärmebedürfnis gesteigert; der Ofen erscheint uns dann als der beste Freund, ist in Wirklichkeit aber unser ärgster Feind, denn in der erhöhten Zimmerwärme dünsten auch alle anderen Gegenstände mehr aus und die Luft wird verschlechtert. In der warmen Luft atmen wir unser notwendiges Lebensbedürfnis, den Sauerstoff, weniger ein, der Stoffwechsel wird dadurch langsamer und geringer; der Appetit mindert sich, es tritt mürrische Stimmung ein, der Schlaf wird kurz und unruhig, alle Berichtigungen des Körpers lassen zu wünschen übrig. Da haben wir das betäubende Bild der meisten Menschen im Winter. Nur diejenigen, welche ihrem Ofen niemals gestatten, die Luft über 15 Grad zu erwärmen, sind diesen Leiden nicht unterworfen.

(Theepunsch im Herbst und Winter.) Denselben bereitet man in etwa drei Flaschen schon vorrätig, denn er hält sich bis vier Wochen vorzüglich und ist erst nach ein paar Tagen gut zum Gebrauch. Man macht etwa zwanzig kleine Tassen guten goldbraunen Thee, mischt 1/2 Liter Arak dazu und 1/2 Liter feinsten Kirschsaft, schüttelt die Masse kräftig durch, schmeckt sie ab und füllt sie in Flaschen. Kann man dieselben vor dem Servieren in einer warmen Röhre oder in warmen Wasser selbst durchwärmen, ist das schöne rote Getränk noch schmackhafter und dem Besuch in kalten Tagen angenehmer, aber auch kalt schmeckt er zu kleinen Kuchen und Butter-schnitten ausgezeichnet.

